

Der Hund des Philosophen

Was geschieht, wenn wir ein Tier in unsere Menschenwelt aufnehmen? Und was sagt uns das über uns als Menschen?

Warum erschüttert uns ein überfahrenes Reh, aber nicht eine erschlagenen Fliege?

Wieviel versteht ein Hund, der ein weinendes Kind tröstet?

Kann man das Verhalten von Tieren als Liebe, Hingabe, Loyalität, Trauer, Mut oder Freundschaft beschreiben?

Mit diesen Fragen beschäftigt sich Raimond Gaita, ein Philosoph - von ihm habe ich auch den Titel meines Vortrags geklaut.

Raimond Gaita ist 1946 in Deutschland geboren - seine Familie stammt aus Rumänien. Er hat Psychologie und Philosophie in Melbourne, also in Australien studiert. Er lehrt heute Moralphilosophie am Londoner King's College und an der Australian Catholic University. Er denkt nach und diskutiert über menschliche Werte, Rassismus und Krieg. Von ihm habe ich Gedanken und Anregungen zu diesem Vortrag bezogen, den mir übrigens unsere Freundin Anne-Käthe eingerührt hat. Sie hat mir das Buch mit dem Vortragstitel geschenkt und meine Begeisterung über die Lektüre in eine Vortragsforderung umgemünzt.

Wohlan denn!

Mein Hund Moritz liegt auf seinem Platz im Wohnzimmer, den Kopf auf den gekreuzten Pfoten und den Blick unbeteiligt in die Ferne gerichtet. Wir trinken Tee oder plaudern. Dann frage ich mich manchmal, was in seinem Kopf vorgeht. Denkt er irgendetwas?

Jeder, der mit einem Hund als Teil der Familie zusammenlebt, wird sich diese Frage schon einmal gestellt haben.

Die Frage scheint sich geradezu aufzudrängen - dabei bin ich mir ziemlich sicher, dass mein Hund Moritz gar nichts denkt. Aber warum bewegt mich diese Frage? Liegt es an der Rätselhaftigkeit des tierischen Verhaltens? An ihrer Andersartigkeit? Philosophen und Wissenschaftler haben darüber nachgesonnen. Im Verlauf einer langen Geschichte ist es selbstverständlich geworden, die Lösung des Rätsels im tierischen Bewusstsein zu suchen. Aber ist das richtig?

Um Moritz zu einem Mitglied unserer Familie zu machen, war es wichtig, ihm einen Platz zuzuweisen. Das Grundmuster dieser Lektion ist einfach, er muß auf seiner Decke oder in seinem Korb Platz nehmen - wobei es durchaus einen Unterschied macht, ob man ihn bittet, oder es ihm befiehlt.

Diese Grundmuster hat Moritz auf alle Räume im Haus übertragen, er hat in nahezu jedem Zimmer seinen bevorzugten Platz. Wir bestanden darauf, dass er diese Regel befolgt.

Fragt man beliebige Menschen, wie ein Hund erzogen werden soll, findet man vermutlich zwei Standpunkte. Die Mehrheit wird zweifellos der Meinung sein, ein Hund sei ein Bündel von Reiz-Reaktions-Mustern, eventuell kombiniert mit manipulierbaren Instinkten. Eine Minderheit wird die Hoffnung hochhalten, dass man Hunde zu Mitbürgern machen kann.

Bei aller Ironie, mit der man den ethischen Standpunkt dieser Minderheit betrachten kann: Freiheit, egal ob bei Mensch oder Tier, meint nicht Abwesenheit von Zwängen, sondern die Einordnung in bestehende Notwendigkeiten. Diese Unterscheidung hat eine lange Tradition in der politischen Philosophie. Man findet sie wieder in dem Verhältnis zwischen Hundebesitzern und ihren durch Training hoch qualifizierten Arbeitstieren.

Das ist eine andere Freiheit, als Tiere sie in freier Wildbahn genießen. Es ist eher eine Freiheit, die derjenigen gleicht, welche bestehende Gesetze und ihre Befolgung innerhalb der menschlichen Gesellschaft ermöglichen.

Diese Analogie trägt aber nur, wenn im Umgang des Menschen mit einem Tier unterschieden werden kann zwischen einer durch Autorität beglaubigten, berechtigten Anweisung und einem Akt der Machtausübung.

Oder anders gesagt: das Recht, einem Hund Befehle zu erteilen, muß man sich verdienen, indem man den Respekt des Tieres erwirbt.

Wer einen guten Hirtenhund bei seiner Arbeit beobachtet, kann durchaus zu dem Schluß kommen, dass die Abrichtung und Dressur seine Freiheit eher erweitert als einschränkt.

Es geht dabei weniger darum, dass die Erziehung eines Hundes wie die eines Kindes seine Potentiale weckt und ihm hilft, sie zu verwirklichen. Es geht um die Einsicht, dass bestimmte Formen sozialer und ethischer Beziehungen Freiheit nicht nur ermöglichen und tragen, sondern dass Freiheit erst innerhalb solcher Beziehungen möglich wird.

Anders gesagt, Freiheit entsteht, wenn die Sorge um das Wohlergehen des Tieres geprägt ist von der Achtung seiner Würde. Missachten wir diese Würde, werden wir nicht nur grausam zu Tieren und nachlässig gegenüber ihren Bedürfnissen. Wir degradieren sie.

Wie bei unseren Mitmenschen knüpfen sich auch an die Achtung der Würde eines Tieres bestimmte Erwartungen. Gemeinhin bezeichnen wir solche Erwartungen als moralisch. Wir erwarten von Moritz, dass er unsere Gäste nicht beißt, ganz zu schweigen von den Familienmitgliedern. Dabei ging es nicht darum, ein solches Verhalten anzutrainieren. Ein Training im Sinne eines Konditionierungsprogramms hat der Moritz in dieser Hinsicht nicht erhalten.

Ich sehe das so: Moritz ist ein auf das Rudel abgestimmtes Tier. Er wird dazu gebracht, bei uns zu leben. In unserer Erziehung werden seine Instinkte auf eine Weise gewandelt, (ich könnte auch sagen vermenschlicht), die es ihm ermöglichen, an einer menschlichen Lebensform teilzunehmen.

Wenn Moritz jault, weil ich ihm versehentlich auf die Pfote getreten bin, habe ich keinen Zweifel, dass er Schmerz empfindet. Genausowenig zweifle ich daran, dass es ihn beruhigt, wenn ich sage, dass es mir leid tut und ihn kraule. Ich bin mir sicher, dass er erleichtert ist, dass ich es nicht böse gemeint habe. Manchmal glaubt er, dass sein Futter kommt, wenn das gar nicht der Fall ist oder versucht Spielchen mit mir zu treiben und mich zu diesem oder jenem zu veranlassen. Moritz ist ein kluger Hund, aber weise ist er nicht. Er verfügt über Charakter und Persönlichkeit. Er ist empfänglich für unsere Gefühle und Stimmungen. Er kann traurig oder glücklich, niedergeschlagen oder gelangweilt sein, zuweilen auch dreist und frech.

Wäre ich mir über diese und andere Dinge nicht völlig im Klaren, ich könnte Moritz nicht als Teil der Familie begreifen.

Manches von dem, was ich sage, wird sicher auf Skepsis stoßen, das weiß ich. So lässt sich mit Fug und Recht fragen, was ich denn meine, wenn ich sage, dass Moritz durch meine Entschuldigung erleichtert war. Glaube ich, er hätte eine Vorstellung davon, was es heißt, sich zu entschuldigen? Nein, ich bin mir sehr sicher, dass er darüber nicht verfügt. Aber wenn ich ihn nach meinem Versehen kraule, dann bin ich mir sicher: Er weiß, dass ich ihm nicht wehtun wollte und dass es mir leid tut.

Manchmal irre ich mich natürlich auch. Manchmal kann ich mir auf sein Verhalten keinen rechten Reim machen. Dann stelle ich vielleicht Vermutungen an, daß er dieses oder jenes meinen oder vorhaben könnte. Zuweilen werde ich selbst dann nicht aus ihm schlau.

Aber darüber, dass er eine Kreatur ist, die einmal zugewandt und dann wieder abweisend ist, die einmal Schmerz empfindet und sich dann wieder wohl fühlt, die etwas glaubt oder hofft oder fürchtet - darüber stelle ich keine Vermutungen an. Das nehme ich als absolut gegeben an. Ich bin mir da vollkommen sicher, habe nicht den leisesten Zweifel.

Ebenso sicher bin ich mir, dass Moritz, wenn er auf seiner Decke döst, nicht über seine Sünden nachdenkt oder über philosophische Probleme.

Meine Gewissheit ist also von Zweifeln ungetrübt; aber sie wird all jene, die nicht so sicher sind, wohl kaum beeindrucken. Einen Beweis habe ich schließlich nicht erbracht. Skeptische Leute werden prinzipiell wissen wollen, wie ich zu der Überzeugung kommen kann, daß Hunde überhaupt Anteilnahme zeigen oder etwas glauben können. Die gleichen Leute werden mich aber nicht fragen, woher ich die Sicherheit nehme, dass Moritz über Sinnesempfindungen verfügt. Warum eigentlich nicht? Weil es offensichtlich ist, dass er dies tut?

Ich bin mir sicher, dass viele Menschen glauben, dass das offensichtlich ist und halten allein schon die Frage für abwegig. Wer zweifelt denn ernsthaft daran, dass Hunde über Sinnesempfindungen verfügen! Niemand stellt das ernsthaft in Frage. Das liegt aber nicht daran, dass der Fall offensichtlich ist oder die Beweise erdrückend wären.

Stellen wir doch einmal die Frage, was wir wissen und wie wir zu diesem Wissen kommen, fragen wir also nach der Gewissheit, mit der wir etwas behaupten können. Stellen wir uns vor, jemand bezweifelt ernsthaft, dass Hunde über Sinnesempfindungen verfügen. Wir möchten ihn vom Gegenteil überzeugen. Was können wir vorbringen?

Wir können auf Forschungen über das Verhalten von Hunden hinweisen oder auf Erkenntnisse über ihr Nervensystem. Die meisten von uns kennen solche Forschungsergebnisse aber gar nicht. Und wir brauchen sie auch nicht, um vollkommen sicher zu sein, dass Hunde Sinnesempfindungen haben. Kenntnisse über das Nervensystem von Hunden steuern nicht das Mindeste zu unserer Gewißheit bei. Sie können unser Verständnis erweitern, wie die Sinne des Hundes

funktionieren, aber unsere Gewißheit, dass Hunde über Sinnesempfindungen verfügen, bleibt davon vollkommen unberührt.

Schließlich wissen wir auch, dass es einem Stein nicht wehtut, wenn man ihn wegkickt. Dazu brauchen wir nicht das Wissen, dass Steine kein Nervensystem haben. Wollen wir zeigen, dass unsere Gewißheit gerechtfertigt ist, hilft es uns nicht, den Stein in Stücke zu schlagen und auf das Fehlen von Nervensträngen hinzuweisen.

Was also tun, um unsere Gewißheit zu rechtfertigen? Die klassische Haltung in dieser Frage ist skeptisch, egal, ob es um menschliches oder tierisches Verhalten geht. Es klafft immer eine Lücke zwischen dem, was wir beobachten, und dem, was wir darin zu erkennen glauben.

René Descartes hat dazu ein schönes Beispiel geliefert. Man findet das Beispiel in seinem Buch "Meditationen über die Grundlagen der Philosophie". Er schreibt, wie er in seinem Arbeitszimmer beim Kamin sitzt und sich daran erinnert, hin und wieder geträumt zu haben, in seinem Arbeitszimmer beim Kamin zu sitzen. Wie kann er wissen, dass er nicht auch jetzt gerade träumt? Descartes geht eine ganze Reihe von Kriterien durch. Er will herausfinden, ob er träumt oder wacht. Schließlich kommt ihm die bestürzende Einsicht, er könne ja ebensogut träumen, daß es sich dabei um Kriterien handle und er sie gerade anwende. Er teilt uns schließlich mit, dass er zu seinem eigenen Erstaunen niemals Wachen und Traum nach sicheren Kennzeichen unterscheiden könne.

Ist das Erkenntnisvermögen für den Menschen also nichts als schmückendes Beiwerk, wie ein Philosoph es einmal genannt hat? Spring vielleicht die Psyche da ein, wo der kritische Verstand Lücken und Löcher lässt und bringt anstelle verbürgter Gewissheit die schlichte Unfähigkeit zu zweifeln ins Spiel?

Spielt das aber wirklich eine Rolle? Ist das nicht bloß Stoff für Philosophievorlesungen? Hatte der alte Grieche recht, der zu Sokrates sagte, die Philosophie sei eine edle Betätigung für die Jugend; wer aber als Erwachsener sich noch damit beschäftigt, der verdiene Prügel?

Die Frage ist doch, ob wir zu einem Bewusstsein außerhalb von uns selbst Zugang finden, ja, ob wir überhaupt sicher sein können, dass ein solches existiert.

Wollen wir Tiere besser verstehen, so brauchen wir eine Erklärungsgrundlage dafür, warum wir nicht daran zweifeln, dass Hunde Sinnesempfindungen haben. Sonst kommen wir spätestens bei der Frage ins Schleudern, warum wir sicher sind, dass Hunde sich nicht mit höherer Mathematik die Zeit vertreiben.

Fast alle philosophischen und wissenschaftlichen Arbeiten über Tiere basieren auf der Grundannahme, dass wir Tieren unterschiedliche Bewusstseinszustände nur in dem Maße zuschreiben dürfen, als wir sie nachweisen können. Das Bild, da sich in dieser Grundannahme niederschlägt ist das, das dem Skeptizismus insgesamt die Prägung verliehen hat.

Nämlich: Wir sind in der Welt nur Beobachter, unfehlbar unserer eigenen Zustände bewusst, aber fehlbar in der Unterstellung dieser Zustände bei anderen. Wenn wir beginnen, unsere Beobachtungen kritisch zu hinterfragen, müssen wir unsere Annahmen in Frage stellen. So wird aus jeder Zuschreibung eine Hypothese, die es auf der Grundlage der vorhandenen Belege zu bestätigen oder zu widerlegen gilt

Besteht die Lösung darin, schlicht und einfach darauf zu beharren wir wüssten es eben, dass wir wach sind und dass Hunde Sinnesempfindungen haben? Oder zu sagen, wir wüssten eben, dass auch andere Wesen über Bewußtsein verfügen und dass wir wach sind? Wir ziehen diese Dinge nicht in Zweifel, aber als Rechtfertigung ist das völlig wertlos.

Wir billigen unseren Mitmenschen zu, dass sie über Bewußtsein verfügen. In Bezug auf Tiere sind aber eine ganze Reihe von Leuten sofort bereit, dies in Frage zu stellen. Viele von ihnen meinen vermutlich, weil wir miteinander reden, müssen unsere Mitmenschen auch über Bewusstsein verfügen. Wir teilen eine von Sprache erfüllte Welt - aber wir können nicht erklären, wieso. Tiere heißt es, sind nicht in der Lage uns mitzuteilen, was in ihren Köpfen vorgeht. Deshalb werden wir das auch nicht herausfinden. Das Rätsel wird ungelöst bleiben.